

Bärbel Goetze

**Ich singe, weil ich  
traurig bin**

agenda

Bärbel Goetze

# Ich singe, weil ich traurig bin



agenda Verlag  
Münster  
2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel. +49-(0)251-799610  
[info@agenda-verlag.de](mailto:info@agenda-verlag.de), [www.agenda-verlag.de](http://www.agenda-verlag.de)

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-940-9

DIESES BUCH IST KEINE

ANKLAGE –

DIESES BUCH IST EIN

ZEITZEUGNIS.

»Du solltest ein Buch schreiben«, sagte mein Freund, der bekannte Journalist. »Ich kann nicht schreiben«, antwortete ich, »ich bin kein Schriftsteller.«  
»Dann erzähl's«, meinte er. »So wie eben jetzt zu mir. Merk, deine Generation fängt an, sich zu lichten und du hast etwas zu berichten. Du gehörst zu jenen, die den Exodus aus dem Osten mitgemacht haben. Von der Seite hat man wenig gehört.«

»Ach ja, meinst du?«, fragte ich zweifelnd.

»Schreib es auf für deine Kinder und Kindeskinde, sie sollten es wissen.«  
Nun denn, so erzähle ich's euch.

Für Ilse, die mir das Leben rettete.  
Ich sitze hier und schreibe, dir eingedenk.



# 1. Flucht

*Ein entsetzlicher Schmerz riss mich in die Wirklichkeit zurück. Ich erwachte, konnte mich aber nicht aus der tiefen Bewusstlosigkeit lösen. Der Schmerz war allgegenwärtig. Ich konnte nicht richtig klar denken. Mit Mühe versuchte ich zu atmen, doch der Atem stockte, blieb stecken, wurde unterbrochen, ging nicht durch. Mühsam versuchte ich mich aufzurichten, das Atmen war ein tiefes Keuchen, mein Brustkorb war irgendwo in zwei Hälften geteilt, es ging nicht weiter. Stoßweise ging mein Atem bis zu einer Stelle wo der Schmerz ihn stoppte und es endete stets mit einem tiefen, keuchenden, mehr ächzenden Geräusch. Was war mit mir geschehen? Verzweifelt versuchte ich zu erwachen, von Furcht gehetzt. Was war mit mir geschehen?*

*War ich im Begriff zu sterben? War ich gelähmt? Was war das für ein schreckliches Geräusch, das aus mir kam?*

*Krampfhaft versuchte ich, die Augen zu öffnen. Wenn sie nicht aufgehen sterbe ich, dachte ich. Ah jetzt sah ich. Ich sah auf eine weiße glatte Wand. Was war das? Wo war ich bloß?*

Ich stand an einer großen Scheune, neben einem dunkel gähnenden mächtigen Scheunentor. Ganz allein stand ich dort und ganz klein lehnte ich an der glatten weißen Scheunenwand. Vor mir lag in der gleißenden Sommerhitze ein leerer sandiger Platz. Der Sand flimmerte in der Hitze. Vor mir stand eine große strenge uniformierte Frau. Sie hielt eine Liste in der Hand.

Ungläubig sah sie zu mir herab.

»Wer ist das?«, fragte sie ungeduldig. »Wer ist das kleine Mädchen?« Barsch fielen ihre Worte auf mich nieder. Ich zuckte jedes Mal zusammen. Mit mir hatte noch niemals ein Mensch so gesprochen. »Wie heißt du?«

»Ich heiße Bärbel Goetze«, antwortete ich zaghaft.

»Sie steht nicht auf meiner Liste«, sagte sie hart.

Ich sah mich um.

Im Halbrund am Ende des ausgedehnten Platzes standen eine Menge Leute. Sie standen in kleinen Häufchen zusammen, meistens so dunkel gekleidet, als seien sie auf einer Beerdigung. Sie schauten ernsthaft drein, manche tuschelten leise. Es waren die Bauern des Dorfes. Sie alle hatten ein Kind an der Hand, mit einem Koffer neben sich. Zahlreich sahen sie zu mir hin. Manche Kinder weinten.

Ich sah sie ruhig und teilnahmslos an, presste meine Puppe an mich und antwortete nicht mehr. Mein ganzes Interesse galt meiner Puppe.

Meine Mutter hatte sie mir zum letzten Weihnachten in Breslau gebastelt. Es gab schon lange keine Puppen mehr zu kaufen. Sie hatte ein liebes Gesicht aus Pappmaché, ihr Kleidchen war aus dem gleichen geblühten Rippstamt gearbeitet, wie jenes, welches ich gerade trug. Es war mein Lieblingskleid. Weich fühlte sich der Stoff an, über den ich zärtlich strich, während ich gedankenverloren an meine Mutter dachte.

Die harte Stimme der Uniformierten riss mich aus meinen Gedanken. »Das Kind steht nicht auf meiner Liste«, sagte sie. Sie schien mehr und mehr nervös. »Sie ist über.« Sie sah sich um. »Hat jemand von Ihnen das Mädchen...«, sie schaute wieder auf ihre Liste, »...mit Namen..., wie heißt du noch mal?« »Bärbel Goetze«, antwortete ich ihr. »Bärbel Goetze bei sich aufgezeichnet?« Sie sah sich um. Alle Bauern hatten schon ein Kind. Betretenes Schweigen breitete sich aus. Stille. »Na da kann ich ja wieder nach Hause«, wagte ich hoffnungsvoll einzuwenden. »Mir gefällt es hier sowieso nicht. Hier stinkt's.« Einige Bauern lachten. »Recht hast du«, rief einer, »wir wissen auch warum!« Die Uniformierte hob ruckartig den Kopf und sah ihn scharf an. »Was hat das zu bedeuten?« »Hm, der Misthaufen ist nicht weit«, lachte er, und andere stimmten ein. »Die Kleine hat eine feine Nase.« »Du bist nicht gefragt«, sagte sie unwirsch. Und dann direkt an mich gewandt, »Das geht nicht. Sei nicht so vorlaut!«

Wieder breitete sich Stille aus. Die Leute sahen sich betreten an. Da löste sich eine schmale, dunkelgekleidete Frau aus der Gruppe. Sie wirkte groß und mager. Ihr ovales Gesicht war gütig, das dunkle dünne Haar nach hinten gekämmt und mit einem kleinen Dutt im Nacken zusammengehalten. Auf ihrer Nase tanzte eine kleine runde Brille, so eine wie ich sie viele Jahre später bei Berthold Brecht wiedersehen sollte. Sie kam ruhigen Schrittes über den leeren Platz auf uns zu.

»Nun denn, wenn niemand sie will, nehmen wir die Kleine. Auf ein Kind mehr oder weniger kommt es nicht an auf dem Hof«, rief sie.

Sie streckte mir ihre Hand entgegen. Sie war rau und fest von der Arbeit. Ich hatte sofort Vertrauen zu ihr. Die Bäuerin nahm meinen Pappkoffer. Alle Kinder hatten den gleichen. In der Hand hielt ich meine Puppe. Die Uniformierte übersah ich geflissentlich. Ich war erleichtert, dass die Bäuerin mich ihrem harten Blick entzog. Doch sie sollte uns leider noch des Öfteren begegnen. Der Zug formierte sich. Alle gingen sie auf das Dorf zu. Von der Scheune, die auf einer Anhöhe lag, schlängelte sich eine von Bäumen umsäumte Straße in einer langen Schleife bis zu dem tiefer gelegenen, schmucken Dorf, welches sich in dieser Mulde einkuschelte. Nur die rote Spitze der Kirche ragte entgegen des lichtblauen Himmels aus allem hervor.

*Die weiße Wand verschwand.*

*Und wieder erwachte ich aus der Tiefe der Ohnmacht, von den Fetzen der entsetzlichen Schmerzen geweckt, die meinen Körper durchliefen. Ich versuchte mich zu orientieren. Mein Atem wurde an einer Stelle gestoppt. Kurz versuchte ich die Luft einzuziehen, sie kam jedoch nicht tiefer. Immer wieder stieß sie auf diesen Wall, der mich durchschnitt und den Schmerz, der das Atmen unmöglich machte. Sanft löste mich die Bewusstlosigkeit auf.*

Wir waren evakuierte Kinder. Der Staat hatte dies bestimmt. Wir waren aus meiner Geburtsstadt Breslau, der gotischen Stadt aus dem Osten herausgeschickt, auf weit entlegene Dörfer. Wir waren die geschützte Brut, die zu schützende Nachhut, die Kinder der Zukunft. Gewaltsam waren wir unseren Eltern entrissen worden. Wer seine Kinder versteckte, wurde geahndet und streng bestraft. Es gab keine Wahl. Die Schulen waren geschlossen. Wir mussten aufs Land, um zu überleben, ohne unsere Mütter, ohne unsere Geschwister. Sie hatten auch nicht die Wahl des Ortes oder der Personen, zu denen die Kinder kamen. Das bestimmte willkürlich der Staat. Die Familie zählte nicht, wir gehörten dem Staat.

Unsere Väter waren an der Front. Unsere Mütter waren zahlreich kriegsverpflichtet. Meine Mutter wurde als Rotekreuzschwester eingezogen. Wir fünf Geschwister, die noch niemals getrennt gewesen waren, wurden in alle Winde zerstreut. Die Bombenangriffe auf Breslau hatten massig zugenommen, wir mussten die Stadt verlassen. So wurden wir in die Dörfer geschickt und den Bauern zugeteilt. Ich kam zu der Familie Gerschitz in dem Dorf Deichslau in Schlesien.

Auch sie wurden nicht gefragt, sie mussten die ihnen zugeteilten Kinder nehmen und so manches Kind erwartete eine harte Zeit.

Es war im Sommer 1943.

Eine geschützte Kindheit ging zu Ende.

Ich trabte neben der Bäuerin einher und sah mich aufmerksam um. Diese Menschen waren mir alle so fremd. Die Art, wie sie angezogen waren, so dunkel und freudlos, ihre sparsame Art, sich untereinander zu verständigen, so schweigsam, als sparten sie ihre Worte, ihr dumpfer Geruch, so ungewohnt. Fast alle Frauen trugen Kopftücher oder waren streng frisiert mit einem Dutt oder Zöpfen, sie trugen derbe Schuhe oder Holzpantinen, manche hatten eine geblümete Schürze über dem Kleid. Wie verschieden sie doch waren zu den Menschen, die ich aus Breslau kannte.

Nur einmal war ich bisher in einem Dorf gewesen, als unsere Mutter unser Silber zu den Eltern unseres Dienstmädchens brachte, welche in einem kleinen Dorf unweit von Breslau wohnten. Die Großen mussten fast gebückt in das kleine niedrige Haus eintreten, welches nur aus einem großen Raum zu bestehen schien. In der Mitte stand ein großer grob gezimmerter Tisch und einfache Stühle darum. Zum Essen setzte die Frau eine große Schüssel in die Mitte des Tisches, die zahlreiche Familie setzte sich geräuschvoll und als der Vater das Gebet gesprochen hatte, tunkten alle ihre Löffel in die Schüssel und aßen so, ohne Teller. Mich befremdete das dermaßen, dass ich mein Gesicht verzog und meine Mutter fragend anschaute. Sie machte die Augen ganz schnell zu und schüttelte unmerklich den Kopf, steckte ihren Löffel in die Suppe und aß mit den anderen. So tat ich es ihr gleich. Später, auf dem Nachhauseweg, begann ich darüber zu Sprechen und machte mein Erstaunen kund, auch den Ekel, den ich empfunden hatte. »Du musst nicht so abfällig über diese Leute sprechen, sie sind einfach und sehr arm, aber ehrliche und gute Menschen. Sieh mal, wir bringen unser Silber zu ihnen, das hat einen ungeheuren Wert für sie. Sie werden es vergraben oder verstecken, aber niemals auch nur den kleinsten Teil davon nehmen. Und als ich sie fragte, was ich ihnen schuldig bin, sagte sie empört, »Nichts. So sind sie. Sie haben ihre Suppe mit uns geteilt. Sie sind gut. Hüte dich vor Vorurteilen, Bärbel. Und lasse dich nicht von Äußerlichkeiten verleiten. Manch schlechter Mensch versteckt sich unter einer schönen Hülle und in einem ärmlichen Gewand kann sich Größe verbergen.«

Ich dachte an die Worte meiner Mutter, während ich unter diesen fremden Menschen dem Dorf zuschritt. Ich war die Kleinste und Zarteste. Eine Tochter des Bauern ging neben mir her, sie war wie ein leuchtender Apfel, so rund und prächtig, ihre roten Wangen glühten und ihre blauen Augen blitzten. Ihr Mund lachte ständig. »Ich kümmere mich um die kleine Bärbel«, sagte sie zu ihrer Mutter. »Na gut, dann mach mal«, antwortete diese. Sie wurde mein Schutzengel und rettete mir mehr als einmal das Leben.

Das andere Mädchen, welches die Bauersleut aufgenommen hatten, hieß Erna Berger. Sie weinte immer noch, ich nicht.

Wie ein leuchtendes Band schlang sich die Straße durch das Dorf. Der sandige Boden schimmerte, als seien Sterne ausgestreut, in dieser glühenden Hitze. Rechts und links der Straße reihten sich die Höfe aneinander, von weißgestrichenen Zäunen zur Straße hin abgetrennt. In den Vorgärten wucherten bunte Blumenrabatten, eine Blütenpracht die miteinander zu wetteifern schien. Ihre Köpfe lugten über die Zäune, sie schienen uns zu begrüßen, während wir langsam vorbeimarschierten. Der Weg machte einen

leichten Bogen, wir waren an der Kirche angelangt. Ich blieb unwillkürlich stehen. Mir war etwas aufgefallen, was ich nicht kannte. Neugierig sah ich mich um. Ich konnte es nicht sofort benennen. Der Vorplatz der Kirche war leer. Keine Menschenseele war zu sehen. Die Kirchentür war leicht angelehnt aus dem Inneren kam Orgelmusik und leiser Gesang. Die Bäuerin beantwortete meine unausgesprochene Frage. »Es ist Sonntag heute und Gottesdienst.« Also das wars. Eine wunderbare Stille lag über dem Ort, ein märchenhafter Friede und ein Duft, den ich nicht kannte.

Niemand rannte angstgehetzt durch sirenengejagte Menschenmassen in dumpfe Keller. Es gab keine dunkel angestrichenen Fenster, es gab keine mit langen dunklen Pfeilen markierten Häuser, die Luftschutzkeller anzeigten. Es gab keine dunkelgekleideten, angstvoll hastenden Menschen, keine heulenden Sirenen, keine bebende Erde, keine wankenden Häuser, kein Feuer und kein Rauch und keine berstenden Mauern.

»Hier ist es so wundervoll still«, meinte ich. »Habt Ihr keinen Krieg?« »Nein mein Kind, er ist nicht bis zu uns gekommen, deswegen seid ihr ja hier. Kommt nur, es wird euch gefallen. Und weggewandt von mir hörte ich sie flüstern, »Noch haben wir ihn nicht, Gott behüte uns.«

Neben der Kirche lag ein besonders großer Hof mit einer mächtigen Scheune und einem langen, mit roten Ziegeln bedeckten schönen Wohnhaus, die Stallungen auf der Gegenseite wuchtig, das Haus selbst zweigeschossig, würdevoll anzuschauen. »Da wohnen die Murraks, das ist der größte Hof vom Dorf. Morgen gehen wir zu ihnen, das sind Freunde von uns. Du solltest mal deren Pferde sehen, eine Pracht. Außerdem sind sie die einzigen im Dorf, die eine Dreschmaschine besitzen!« »Was ist eine Dreschmaschine?«, fragte ich. Mich befiel eine böse Ahnung. In Breslau, wenn ich Dummheiten gemacht hatte, bezog es Dresche, also eine gute Tracht Prügel auf den Allerwertesten. Hatten die etwa für solche Zwecke sogar eine Maschine? Ich wollte zu den Leuten lieber nicht mitgehen und erklärte es am besten gleich. »Nein, nein«, lachte die Frau sehr belustigt, »das ist zum Getreide dreschen bei der Ernte. Da werden die Körner aus den Garben heraus gedroschen. Früher machten das die Bauern mit der Hand, mit einem Dreschflegel. Mit diesem hieben sie stundenlang auf das reife gebundene Korn, bis die Körner herausflogen. Das war eine sehr mühevoll Arbeit. Heutzutage besorgen das die Maschinen. Es hat sich alles geändert. Wir sind modern. Du wirst schon sehen bei der Ernte, da könnt ihr alle helfen. Bei uns arbeiten alle, auch die Kinder.« »Aber doch wir nicht, aus der Stadt«, meinte ich zaghaft. »Warum denn nicht? Es wird dir vielleicht sogar gefallen. Die Kinder haben viel Freude daran. Danach kommt das

Erntedankfest, eine große Feier. Das ganze Dorf, alle jung und alt, essen zusammen, trinken, singen und tanzen. Dort oben auf der Tenne, der großen Scheune und dem großen Platz davor, wo ihr angekommen seid. Die gehört der ganzen Gemeinde zusammen. Dort dreschen auch alle ihr Korn, denn oftmals sind die anderen Scheunen zu klein für die riesige Maschine. Du wirst eine helle Freude daran haben«, entgegnete mir die Bäuerin und zupfte mich an meinen Zöpfen.

Erna hatte aufgehört zu weinen, sie sah mich an und schöpfte Hoffnung.

Jetzt kamen wir am Dorfteich an. »Was riecht denn hier so komisch?«, fragte ich. »Ach das sind die Enten und die Entengrütze am Ufer. Siehst du das grüne helle Kraut, was am Ufer schwimmt? Das mögen die Enten. Sie schnäbeln den ganzen lieben Tag darin herum«, erklärte mir die Bäuerin. Der Teich war ganz still. Tiefe Trauerweiden tunkten ihre Äste in das dunkle Wasser. Am Rande schwammen einige Wasserhühner, tauchten ihre kleinen Köpfchen behände ins Wasser, sie waren emsig beschäftigt. Die Enten blieben vornehmlich am Ufer unter den langen Zweigen. Ein einsamer wunderschöner Schwan glitt über das Wasser. »Ist der aber schön! Solche haben wir in Breslau im Zoo«, erklärte ich der Bäuerin. »Ach ja, wo der wohl her sein mag«, sagte sie. »Er kam eines Tages an und blieb. Wir haben uns alle mächtig gefreut. Er wird von allen gefüttert und ist sehr stolz. Er ist viel wert mehr als die dummen Enten. Jedenfalls denkt er das.« Woher weiß die denn das, dachte ich. Können die Bauern die Tiere verstehen? Ich betrachtete sie mit Neuem Respekt.

Dieser Teich war die Wonne der Dorfjugend. Auf ihm tummelten sie sich im Winter auf Schlittschuhen oder rasten über den hartgefrorenen Boden bis zur Schule, die am anderen Ende des Ortes lag, so berichtete mir die Ilse. Sie war eine muntere Plauderin, ich hörte ihr zu und erinnerte mich an die Worte meiner Mutter.

›Pass gut auf, du kommst in eine ganz andere Welt und wirst viele interessante und schöne, vielleicht auch fremde Dinge kennenlernen. Halte Augen und Ohren offen, weine nicht, es soll dir vorkommen wie eine Reise, wie Ferien und es wird ja nicht mehr lange dauern und der Krieg ist gewonnen und dann sind wir wieder alle zusammen, gelt mein Fisch!‹

›Gewonnen ist ein großes Wort‹, meinte der Opa, der neben uns ging, als wir über den Abschied sprachen. ›Papa, lass doch deine ewigen Anspielungen‹, warf unsere Mutter leicht ärgerlich ein, ›du bringst uns noch alle in Schwierigkeiten.‹ ›Na man wird doch noch‹, hub er an, aber Mutti machte eine unwirsche Handbewegung und er schwieg.

Ich sammelte mich und hörte der Ilse wieder zu. Sie erzählte mir von jenem Tag, als sie den kleinen Jungen gerettet hatten, der im Eis eingebrochen war und niemand in der Nähe war, als er verzweifelt schrie. Sie waren gerade auf dem Nachhauseweg von der Schule und eilten ihm zur Hilfe. Sie hatten ihre Gürtel aneinandergespürt und ihn damit herausgezogen. »Das hättest du mal sehen sollen,« lachte sie, »wir waren wochenlang die Helden des Dorfes. Alle schenkten uns Plätzchen und Süßigkeiten.« Schwärmerisch verdrehte sie die Augen. »Ach und was meinst du erst im Sommer, wie aufregend es ist und was für einen Spaß wir haben, wenn wir über die Entengrütze hinweg ins Wasser springen. Ach du wirst schon sehen, es wird dir gefallen.«

Wir ließen einen Hof nach dem anderen hinter uns und plötzlich blieb die Bäuerin stehen. »Wir sind angekommen Kinder, das ist der Hof.«

Wir standen vor einem wunderschönen Bauernhof, wie auf einer gemalten Postkarte. Er war nicht so groß, wie jener der Murraks, dafür schöner. Die Gebäude gliederten sich harmonisch aneinander. Ein weites weißes Tor verschloss den Hof zur Straße hin. Als die Bäuerin es aufstieß, breitete sich ein großer, runder, gepflasterter Platz vor uns aus, sauber gefegt in der Form eines offenen U. Rechterhand stand ein geräumiges eingeschossiges Wohnhaus aus Stein, ein großer, mit roten Schindeln gedeckter Vorbau bezeichnete den Eingang, ein paar Stufen führten hinauf, vor der schweren soliden Eichentür befanden sich auf beiden Seiten je eine geschnitzte Bank. Quer zum Haus, die ganze Breite einnehmend, erstreckte sich imponierend die Scheune mit einem Eingang so groß wie ein Fußballtor. Auf der anderen Seite zogen sich die Stallungen hin. Rechtwinklig zwischen Scheune und Wohnhaus, und von dort am schnellsten zu erreichen, hatte sich eine schöne hölzerne Remise eingegliedert. Von einem schweren Gatter wurde das Holz unterbrochen, was dem Ganzen eine Leichtigkeit verlieh. Von dort konnte man zu den Wiesen und Feldern gelangen. In der Remise gewahrten sich mehrere Fuhrwerke, Leiterwagen und sogar eine Kutsche. Ein Fohlen kratzte am Gatter, versuchte es aufzubekommen, ohne Erfolg. Ganz am Ende der Stallungen machte ich einen nicht allzu großen Misthaufen aus und auf diesem, so als wäre er zu unserem Empfang bestellt, reckte sich ein bunt schillernder, bildschöner Hahn und krächte gebieterisch. »Das ist unser Max«, lachte die Ilse, »pass auf, dass er dich nicht in die Hacken zwickt, das ist ein Biest.«

Zur Straße rundete das Bild ein schöner gepflegter Vorgarten ab, eine duftende bunte Blumenpracht. Es war ein schöner Hof und ich sollte ihn schnell lieben lernen. Wir schritten auf den Vorbau zu. Die Frau stellte den

Koffer ab. Auf einer der Bänke saß der Bauer. Er sah uns ruhig entgegen und rauchte eine Pfeife. Ich schaute in seine Augen, man konnte tief in sie hinein gehen. In ihnen war die Weite des Landes und die Kraft seiner Erde. Eine wundervolle Ruhe ging von ihm aus. »Na, da seid ihr ja,« meinte er gemütlich. Er war ganz anders als die Bäuerin, mächtiger, kantiger, gebieterischer und respekteinflößend. Und doch hatte er kleine humorvolle Fältchen in den Augenwinkeln. Er war irgendwie viereckig. Ich dachte so vor mich hin, dass er wie eine aufrechte Streichholzschachtel aussieht, sogar sein Kopf. Bei der Vorstellung musste ich unwillkürlich lachen und sah ihn vergnügt an. »Na dir scheint es ja hier zu gefallen«, schmunzelte er, »du kleine Breslauer Lerche.« »Nein meine kleine Schwester Sieglinde heißt so. Ich bin die Bärbel«, entgegnete ich und gab ihm die Hand. Sie verschwand in der seinen, riesig wie eine Schaufel, die sich fest und schwierig anfühlte, nicht so weich und gepflegt wie die Hand unseres Vaters. Er versteckte sich hinter dem Rücken der Mutter. »Du hast uns ja zwei mitgebracht«, bemerkte er, »hatten wir nicht nur ein Mädchen vorgesehen? Wo sollen sie schlafen?« »Die kleine Bärbel war irgendwie übriggeblieben, sie stand so verloren und allein an der großen Scheunenwand, ich hab sie einfach mitgenommen. Sie tat uns so leid. Außerdem sind sie nun zu zweit, das ist einfacher. Sie werden weniger Heimweh haben und können sich was von Breslau erzählen. Findest du denn nicht auch?« »Da hast du sicherlich recht«, meinte er. »Na dann lasst uns mal reingehen. Ich habe Hunger, ihr hoffentlich auch?« Die hölzerne Haustür stand offen, wir gingen durch eine kühle Diele, von der mehrere Türen im Kreis abgingen, sie alle waren geschlossen. Nur von geradeaus drang aus einer halbgeöffneten Tür helles Licht und ein köstlicher Duft nach Gebratenem. Er stieß die Küchentür auf, helles Sonnenlicht strömte uns entgegen. Die ganze Querfront des warmen Raumes nahm eine Fensterfront ein, bestehend aus kleinen Butzenscheiben, zu beiden Seiten bauschten sich buntkarierte Gardinen und außen vor den Fenstern strotzten Geranien in leuchtendem Rot. Innen erstreckte sich eine lange Holzbank unter dem Fenster, davor ein wuchtiger Holztisch mit einer ganz blank polierten Platte und ringsherum derbe Stühle aus dem gleichen Material, nur oben vor Kopf hatte ein Stuhl Armlehnen. »Dort wird wohl der Vater sitzen«, war meine richtige Vermutung. Zu unserer Linken, gleich am Eingang der Küche beginnend, machte sich ein mächtiger Herd breit, mit vielen Töpfen darauf, überall brodelte und zischte es. Inmitten des Herdes befand sich eine Höhlung, die ihn in zwei Hälften teilte und dort in geschützter Wärme, stand eine längliche Kiste, in der es piepste.

Beim näheren Hinsehen sah ich lauter kleine gelbe Küken darin. »Ach

sind die süß!«, rief ich entzückt aus. »Sie wärmen sich da unter dem warmen Ofen«, erklärte mir die Bäuerin, »und wenn die Hennen sie ausgebrütet haben, nehmen wir sie in die Küche, bis sie größer sind und kräftiger. Da haben wir weniger Verlust und sie werden stabiler. Außerdem können sie Fuchs und Iltis nicht holen.« »Gibt es denn hier Füchse?« »Na und wie. Die machen uns ganz schön zu schaffen und erst recht der Habicht, der holt sie sich aus der Luft, dieser Räuber.« »Fuchs und Habicht sind des Bauern Feind«, setzte der Bauer dazu. Wir setzten uns zu Tisch. Nun waren auch alle drei Kinder der Familie zusammen. Trude hatte noch gefehlt. Sie war die Älteste und war zuhause geblieben, um das Ernten zu überwachen, als die Bäuerin uns holte. Sie war ein stämmiges Mädchen mit langen dunklen Zöpfen und einem ernsten Blick. Sie scherzte selten, sprach wenig, war immer beschäftigt und voll eingespannt in den Tagesablauf des Hofes. Der kleine Bruder Rudi war jünger als wir, ein behänder kleiner Bursche, der uns ständig neckte. Er war überall und wurde unser nimmer müder Spielgefährte. Wie anders war doch die Ilse, diese lachende blonde Kugel. Ihre strahlend blauen Augen und ihre steif abstehenden blonden Zöpfe mit Ringellöckchen an der Stirn. Die tiefen Grübchen im Kinn verliehen ihr eine immerwährende Fröhlichkeit. Sie wurde mein guter Stern. Neben den beiden Mädchen wirkte ich wie ein zerbrechlich blasses Porzellanpüppchen.

Die Bäuerin nahm die Töpfe vom Herd, stellte sie auf die Mitte des Tisches und hob die Deckel ab. Es duftete verführerisch. Es gab Schweinebraten mit Klößen und Sauerkraut, das Sonntagsessen der schlesischen Bauern. Als die Bäuerin den Teller vor mich hinstellte, verschlug es mir den Atem. Zwei große Scheiben von dem Braten, zwei dicke runde Klöße, so viel Soße und Sauerkraut! Wie sollte ich das nur schaffen? »Das kann ich niemals aufessen«, sagte ich zu der freigiebigen Frau. »Das macht doch nichts mein Kind, iss so viel du magst, den Rest geben wir den Schweinen. Bei uns kommt nichts um.« Wie erstaunlich! In Breslau bei meinen Eltern heißt es immer: »Was auf den Teller kommt, wird aufgegessen.« »Na ja, bei uns ist alles einfach. Du wirst schon sehen. Hier auf dem Lande leben wir anders, mach dir mal bloß keine Gedanken«, meinte die Bäuerin. Erleichtert nahm ich die Veränderung wahr. Es war alles viel einfacher. Keiner hatte mich aufgefordert, die Hände vor dem Essen zu waschen, ich musste nicht stillwartend hinter meinem Stuhl stehen, bis der Vater sich gesetzt hatte, keiner rügte: »Du antwortest bei Tisch nur, wenn du gefragt wirst. Sitz gerade, halt den Ellenbogen korrekt. Wo ist Deine linke Hand?«

Hier herrschten andere Sitten, oder gar keine?

Alle setzten sich munter plaudernd, eine kleine Ruhe kam nur auf, als der

Bauer sich erhob und ein Tischgebet sprach. Auch das war neu für mich. Trude hob leicht die Augenbrauen an. Leise fragte sie mich, »Betet ihr nicht bei Tisch?« »Nein, bei uns betet keiner.« »Geht ihr nicht in die Kirche?« »Nein, nie!« »Na nächsten Sonntag nehme ich dich mit. Du wirst sehen, das ist schön«, versprach sie mir.

Bei all dem Summ und Gebrumm der vielen Stimmen, wo alles durcheinander sprach, die Worte sich verwebten. »Die braune Henne hat nicht gelegt, die Remise muss geölt werden, wir sollten noch heuen bevor es regnet.« Über alldem hatte ich meinen Teller ohne Mühe leergegessen. Es war alles weg, zu meinem eigenen Erstaunen. Es hatte wunderbar geschmeckt.

Die Stimmen vermischten sich, ich hörte sie immer ferner, der Kessel brodelte auf dem Herd, die Küken piepsten, Rudi lachte, eine Katze schlich an meinen Beinen entlang, niemand beachtete mich. Eine ziehende Schwere befahl mich, ich hörte meine Mutter sagen, »Fischl, iss doch noch ein bisschen, du bist so zart.« Ich legte meinen Kopf auf meine Arme, ach nur einen kleinen Augenblick und schlief am Tisch ein.

Als ich aufwachte war alles abgeräumt, alle halfen nur Erna und ich waren sitzen geblieben. Trude wusch das Geschirr ab, Ilse trocknete es ab und räumte das saubere Geschirr in ein ausladendes großes Buffet, welches fast die gesamte Breite der rechten Wand einnahm. Verwirrt schaute ich auf all die arbeitenden Leute und eine seltsame Scham beschlich mich. Hier war alles so anders, als in Breslau bei uns. Wir aßen in einem eleganten Esszimmer, an weißgedeckten Damast-Tischdecken mit passenden Servietten und silbernem Besteck. Auf einer geschnitzten dunklen Kredenz standen Silber-schalen und Kristallvasen mit Blumengestecken, eingerahmt von Kerzenständern aus Silber. Am Tisch befand sich eine Klingel, mit der rief unsere Mutter das Dienstmädchen aus der Küche, in der sie das Essen zubereitete, um uns zu servieren. Das Geschirr holte sie, sie wusch ab und hielt sich auch in der Küche auf, aß da. Niemals mit uns. Sie gehörte nicht zu uns. Noch nie hatte ich darüber nachgedacht.

Die Küche war ihre Welt, ihr Reich und gerade das war oft meine heimliche Rettung und Zuflucht, wenn ich wieder einmal etwas angestellt hatte. Ach und das passierte gar nicht so selten. Wenn ich im Esszimmer aufmufpte: »Ich esse nicht gerne Grießbrei.«, »Oh, mein Leberwurstbrot ist dünner bestrichen als das von der Gitti!« oder wenn ich mir nicht die Hände waschen wollte: »Warum denn schon wieder? Sie sind doch gar nicht dreckig.«, wenn ich vom Spielen zu spät kam: »Geh schon mal hoch Gitti, das dauert sowieso noch so lange mit dem Händewaschen und ewig hinter dem Stuhl stehen.«, wenn ich schmutzig, zerzaust und abgehetzt von meinen

Kämpfen mit meinen Gegnern aus der Schule angerannt kam und mich schniefend hinter meinen Stuhl quetschte und – ach, so viele Dinge, die ich so hinderlich in meinem Freiheitsdrang empfand. Dann kam unvermeidlich die befehlsgewohnte Stimme unseres Vaters. »Bärbel, raus! Du gehst in der Küche essen.« Sowie meine Mutter, die resignierend dazu setzte, »Aus dir wird niemals eine Dame.« Ich jedoch wollte nicht weichen, weinte und bettelte. Sie blieben fest. Kaum jedoch hatte sich die Esszimmertür hinter mir geschlossen raste ich den langen Flur entlang, riss die Küchentür auf und warf mich an den dicken Busen unserer Magda, wo meine Tränen schnell versiegt. Sie drückte mich ausgiebig und ich genoss ihre warme Umarmung und ihr Mitleid. »Na bist mal wieder da?«, meinte sie zu dem sich wiederholenden Vorgang. Wir setzten uns zusammen an ihren Tisch. Sie gab mir stets die besten Bissen auf meinen Teller und niemals zu viel. Wir aßen gemeinsam und unterhielten uns vergnüglich. Das waren köstliche Strafen.

Manchmal ging es härter zu, wenn ich es zu sehr übertrieben hatte. Einmal hatte ich einen Nachbarjungen verprügelt, der meiner Schwester Gitti ihren Schlitten weggenommen hatte. Wir hatten so schön auf dem Bunker im Park neben unserem Haus gerodelt. Als unsere Mutter vom Balkon aus zum Essen rief, sagte ich zu meiner älteren Schwester, die brav war und immer gehorchte, »Geh schon mal nach oben, ich hab hier noch was zu erledigen.« »Ach komm doch lieber mit Bärbel, du weißt doch sie werden schimpfen.« »Nein, der kriegt eine Naht«, sagte ich bestimmt und unverzeihlich. Schon als kleines Kind hasste ich Ungerechtigkeit. Ich hatte niemals Angst. Gitti ging, sie konnte mich nicht überreden, mitzukommen. Hinter der großen Eingangstür wartete ich auf den Knaben, stürzte mich wutschnaubend auf ihn und verprügelte ihn tüchtig. Ich konnte es nicht ertragen, wenn meine sanfte Schwester, die ein Jahr älter war als ich, litt. Ich liebte sie leidenschaftlich. Zufrieden mit meiner Tat schritt ich die Treppe hinauf. Wir wohnten im zweiten Stock, in einer weitläufigen Wohnung mit vielen Zimmern und Platz für Eltern, Dienstboten und fünf Kinder.

Mit jeder Stufe nahm meine Zufriedenheit ein wenig ab. Oben angekommen, war mir schon ein bisschen mulmig zumute. Das Gewitter ließ nicht lange auf sich warten. Ich kam gar nicht mehr bis zum Esszimmer. Direkt am Eingang wurde ich abgefangen, als ich gerade vorbei huschen wollte. Diesmal war es die Mutti. »Gut ich gehe in die Küche.«, so versuchte ich schlimmeres abzuwehren, doch es half wenig. »Nein, du bekommst nichts zu essen. Du bleibst hier in der Diele sitzen und kannst über deine Missetaten nachdenken!«